

CROSSING BORDERS: Hebrew manuscripts as a meeting-place of cultures / ed. by Piet van Boxel and Sabine Arndt. – Oxford: Bodleian Library [u. a.], 2009. – 134 S.: zahlr. Ill.; 25 cm ISBN 978 1 85124 313 6: £ 24.99

Unter dem Titel »Crossing Borders: Hebrew manuscripts as Meeting-place of Cultures« fand vom 8. Dezember 2009 bis zum 3. Mai 2010 im Ausstellungsraum der Bodleian Library in Oxford eine bedeutende Handschriftenausstellung statt.

Die Bodleiana besitzt weltweit eine der wichtigsten Sammlungen hebräischer Handschriften. Die Ankäufe der ersten hebräischen Werke der Bibliothek gehen auf den Gründer Sir Thomas Bodley (1545–1613) zurück, der selbst Hebraist war. Im Folgenden wurde die Sammlung kontinuierlich vermehrt. Erwähnenswert ist dabei vor allem der Ankauf der Huntington-Collection von 1692, der Erwerb der Handschriften des Venediger Jesuiten Matteo Luigi Canonici 1817 und 1829 der Kauf der Sammlung Oppenheimer, die wohl die wichtigste Hebraicabibliothek ihrer Zeit war. David ben Abraham Oppenheimer (1664–1736) war der Oberrabbiner von Prag und sammelte nicht weniger als 780 Handschriften und 4.220 gedruckte hebräische, jiddische und aramäische Bücher. 1848 erwarb die Bibliothek außerdem die Bibliothek des Hamburger Bibliophilen Heimann Joseph Michael (1792–1848) und 1890 gelang ihr der Kauf von ca. 5000 Fragmenten aus der berühmten Kairoer Geniza.

Mit dem Ziel, die Rolle der hebräischen Handschriften als Kulturvermittler zwischen der jüdischen, muslimischen und christlichen Religion näher zu beleuchten, wurden aus diesem enormen Schatzhaus vor allem mittelalterliche Manuskripte vom 13. bis 15. Jahrhundert ausgewählt. Unbestrittene Glanzlichter waren dabei: die berühmte Kennicott Bibel, eine der schönsten spanischen Handschriften überhaupt, deren Illustrationen deutlich den islamischen Einfluss auf die jüdische Buchkunst zeigen, oder ein Autograph von Maimonides Mischne Tora aus der Kairoer Geniza und der so genannte Michael Machsor, eines der ersten illuminierten jüdischen Gebetbücher, das auf deutschem Boden hergestellt wurde. Gezeigt wurden aber auch Fragmente von Philo von Alexandrien aus dem 3. Jahrhundert, eine syrische Evangelienhandschrift aus dem 5. Jahr-

hundert und das älteste bekannte Manuskript der Chronik des Kirchenvaters Eusebius aus dem 6. Jahrhundert.

Hebräische Handschriften als »Treffpunkt« von Kulturen?

Zur Ausstellung erschien ein Begleitband gleichnamigen Titels, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, in zehn unabhängigen Aufsätzen das ambitionierte Thema des Kulturtransfers zwischen den drei monotheistischen Religionen näher zu beleuchten. Wie können hebräische Handschriften als »Treffpunkt« von Kulturen fungieren? In seiner Einleitung greift der Herausgeber des Begleitbandes und Kurator der Ausstellung, Piet van Boxel, auf den Kulturbegriff zurück, den der französische Buchwissenschaftler Roger Chartier in der Einleitung zu seinem Werk »The Order of Books« (L'ordre des livres) verwendet. Für Chartier hat der Kulturbegriff zwei Dimensionen: erstens bezeichnet er Werke und Handlungen, die in einer bestimmten Gesellschaft (society) zur intellektuellen oder ästhetischen Wertschätzung führen; zweitens bezeichnet »Kultur« aber auch die alltäglichen Gewohnheiten und Kulturtechniken, die bestimmen, wie eine Gesellschaft ihre Beziehung zur Welt, zu den anderen und zu sich selbst aufbaut. Piet van Boxel überträgt diesen Kulturbegriff auf die hebräischen Handschriften und stellt fest, dass gerade die mittelalterlichen hebräischen Handschriften einer Vielzahl von »Gesellschaften« (societies) angehören. Inwieweit teilen also die Eigentümer und Hersteller von hebräischen Handschriften ihre ästhetische und intellektuelle Wertschätzung mit ihrer Umgebung? Inwieweit lässt die jüdische Kunst der Bücherherstellung Rückschlüsse auf ihr Verhältnis zur nicht-jüdischen Welt zu? Piet van Boxel weist in diesem Zusammenhang völlig zurecht auf die Tatsache hin, dass in den letzten Jahren gerade im Bereich der hebräischen Buch- und Handschriftenkunde wichtige Forschungsergebnisse erzielt werden konnten, wobei vor allem nicht textbezogene Elemente der Kodikologie (Material, Tinte, Layout) in die Betrachtung mit einfließen.

Der Kodex als christliche Erfindung

Das erste Kapitel des Buches befasst sich denn auch mit dem Thema »Von der Rolle zum Kodex: Eine christliche Initiative«. Anthony Grafton, Professor für

Geschichte in Princeton und Herausgeber des »Journal of the history of ideas«, zeigt in seinem kurzen Beitrag, dass der Kodex eine christliche Erfindung war und die jüdische Welt erst im 9. Jahrhundert diese Form übernahm. Grafton geht in seinem Artikel dabei auf die drei wichtigsten frühen Kodices der christlichen Welt, den Codex Sinaiticus, den Codex Vaticanus und den Codex Alexandrinus, ein und zeigt, dass auch die Werke der für das Frühchristentum wichtigen Schriftsteller wie Eusebius und Philo bereits ab dem 3. Jahrhundert in Kodexform überliefert wurden.

Im zweiten Kapitel liefert der im Katalog häufig zitierte Nestor der hebräischen Kodikologie, Malachi Beit-Arié, einen Überblick über die verschiedenen hebräischen Schriftarten und setzt sie in Kontext zu den Schriften ihrer Umgebung: der islamischen Kultur mit ihrer arabischen Schrift, der christlichen Kultur mit ihrer lateinischen Schrift und der byzantinischen Kultur mit der griechischen Schrift. Die hebräischen Handschriften, die aus der islamischen Umgebungskultur stammen, sind dabei noch einmal in eine orientalische Tradition (Nahe Osten) und sefardische Tradition (Spanien) zu unterteilen. Der westliche Kulturkreis gliedert sich in die so genannte aschkenasische und italienische Richtung, so dass wir – grob vereinfacht – von fünf unterschiedlichen geo-kulturellen Einheiten der mittelalterlichen hebräischen Handschriftenproduktion sprechen können: Aschkenas (Deutschland und Frankreich), Italien, Byzanz, Sepharad und Orient. Innerhalb dieser Traditionen müssen bei der hebräischen Schrift noch drei »Stile« unterschieden werden: Quadratschrift, Halbkursive und Kursive. Dank der reichhaltigen Sammlung der Oxforder Bibliothek konnten Ausstellungsstücke gefunden werden, die diese Vielfalt mustergültig illustrieren und mit ihren lateinischen und arabischen Gegenstücken in Beziehung setzen.

Bedeutende Fabelsammlungen und Gebetbücher

Ein klassisches Thema der Kulturvermittlung wird im dritten Aufsatz behandelt: »Fables from East to West«. César Merchán-Hamann zeigt, wie die unter den Namen Kalila und Dimna, Sindbad und Barlaam und Josaphat bekannt gewordenen Fabelsammlungen ihren Weg von



Indien in die Welt der mittelalterlichen Handschriften gefunden haben. Den hebräischen Handschriften kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, da sie als Mittler zwischen den arabischen und lateinischen Versionen fungierten und es ermöglichten, dass die Fabeln auch in der westlichen Literatur zu einem wichtigen Stoff wurden.

Die nächsten drei Kapitel: »Early Ashkenazic Prayer Books and their Christian Illuminators« (Eva Frojmovic), »The Virgin and the Unicorn: A Christian Symbol in a Hebrew Prayer Book« (Piet van Boxel) und »The Oppenheimer Siddur: Artist and Scribe in a Fifteenth-century Hebrew Prayer Book« (Suzanne Wijsman) handeln von reich illuminierten hebräischen Gebetbüchern, die sich in der Oxford-Sammlung finden. Eva Frojmovic untersucht drei der schönsten aschkenasischen Machsorim (Festtagsgebetbücher): den Michael Machsor (MS. Mich. 619), den Laud Machsor (MS. Laud Or. 321) und den so genannten Tripartite Machsor (MS. Mich. 617). Der Michael Machsor ist der früheste datierte Machsor mit Illustrationen überhaupt. Er wurde zwischen September 1257 und September 1258 vollendet. Der Laud Machsor ist undatiert, kann aber der Periode zwischen 1270 und 1280 zugeschrieben werden. Der Tripartite Machsor schließlich stammt vom Schreiber Hayyim, ist aber ebenfalls undatiert und wird aufgrund des Stils der Miniaturen in das frühe 14. Jahrhundert datiert. Überzeugend wird in dem Artikel gezeigt, dass die Illustratoren der Handschriften aus christlichen Schulen kamen und häufig kein Hebräisch konnten. Besonders schlagend ist dabei ein Beispiel aus dem Michael Machsor, bei dem die Illustration auf dem Kopf steht, d. h. der

Illustrator kann kein Hebräisch gekonnt haben, ja er ignorierte sogar die Laufrichtung der hebräischen Schrift von rechts nach links und stellte das Blatt auf den Kopf. Ein weiteres Beispiel dieser jüdisch-christlichen Zusammenarbeit bei der Handschriftenproduktion behandelt Piet van Boxel, der in der Handschrift Canon. Or. 62 (datiert 1471) ein christliches Symbol, die Jungfrau mit dem Einhorn, aufspürt und sie mit ihren christlichen Gegenstücken in Verhältnis setzt. Suzanne Wijsman analysiert das Bildprogramm des Oppenheimer Siddur (MS. Opp. 776) und zeigt, dass in diesem Fall Illustrationen und Schrift aus einer Hand stammen. Aus dem Kolophon wissen wir, dass der Schreiber Asher ben Isaac, das Gebetbuch für seine eigene Familie herstellte, d. h. wir haben hier ein Beispiel dafür, dass der Schreiber-Illustrator sein Werk für den Eigengebrauch fertigte und dabei auf ikonographische Vorbilder seiner Umwelt einging (z. B. Darstellung von Musikern).

Das siebte Kapitel »Science as a Meeting-place of Cultures: The Court of Emperor Frederick II and Judah ben Solomon ha-Kohen's Midrash ha-Hokhmah« geht auf die Rolle von jüdischen Wissenschaftlern am Hof des Stauferkaisers Friedrich II. (1194–1250) ein. Wir erfahren, dass Judah ben Solomon ha-Kohen, der Autor des enzyklopädischen Werkes Midrash ha-Hokhmah (Auslegung der Wissenschaft) die arabische Urversion seines Werkes am Hof des Stauferkaisers ins Hebräische übersetzte und sich mit dem »Philosophen des Kaisers« über wissenschaftliche Fragen austauschte. Leider enthält dieser Beitrag keine Information über die präsentierten Handschriften des Werkes. Wie ist die Lage der Überlieferung? Warum wurde MS. Mich. 400 ausgewählt?

Das achte Kapitel »Jews and Christians Imagining the Temple« (Lesley Smith) vergleicht die klassischen Tempeldiagramme und Darstellung der Menora der jüdischen Exegeten Raschi und Maimonides mit Beispielen aus der christlichen Pariser Schule der Viktorinen und Nicolas von Lyra. Dabei wird deutlich, dass es im Mittelalter durchaus Austausch zwischen den jüdischen und christlichen Schulen gab und sich christliche Gelehrte immer wieder auf ihre jüdischen Lehrer bezogen und versuchten, von deren Methode der Bibelexegese zu lernen und sie für sich zu nutzen.

Den Abschluss des Bandes bilden zwei Aufsätze zu christlichen Hebraisten »Christian Hebraism in Thirteenth-century England: The Evidence of Hebrew-Latin Manuscripts« (Judith Olszowy-Schlanger) und »Cross-religious Learning and Teaching: Hebraism in the Works of Herbert of Bosham and Contemporaries.« (Eva De Visscher).

Alles in allem ist den Herausgebern auf dem Stand der aktuellsten Forschung ein ausgewogenes Bändchen gelungen, wobei man sich manchmal etwas mehr Information über die einzelnen Handschriften und die Auswahlentscheidungen gewünscht hätte, auch vermisst der Leser ein Gesamtregister und bei manchen Beiträgen auch den roten Faden zum faszinierenden Thema der Rolle der Handschriften als Kulturvermittler.

Petra Figeac

NATIONALE VERANTWORTUNG FÜR KULTURELLE ÜBERLIEFERUNG / Symposium aus Anlass des 20-jährigen Bestehens der Sammlung Deutscher Drucke. Hrsg. von Berndt Duggall und Angela Hausinger. – Frankfurt, M.: Klostermann, 2010. – 190 S.: Ill.; 25 cm ([Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie / Sonderbände]; 99) ISBN 978-3-465-03672-2 Gewebe: EUR 59.00

Jubiläumsjahre sind Erinnerungsanlässe. Besonders erfreulich ist es jedoch, wenn sie nicht nur der Rückschau und Bilanz dienen, sondern auch der Kontextualisierung und dem Ausblick in künftige Perspektiven. Diesen Weg haben die Veranstalter des Symposiums zum 20-jährigen Bestehen der Arbeitsgemeinschaft Sammlung Deutscher Drucke (AG SDD) gewählt, indem sie die bisherigen Leistungen und die zukünftigen Aktivitäten des bibliothekarischen Programms im Kontext der »Nationalen Verantwortung für kulturelle Überlieferung« in einem internationalen Kreis von Vortragenden diskutierten. Die Beiträge dieser Veranstaltung, die im Herbst 2009 während der Buchmesse in Frankfurt am Main stattfand, vereinigt der Sonderband 99 der ZfBB.

Wie sehr sich die Bibliotheksgeschichte mit der politischen Geschichte einer Nation verbinden kann, verdeutlicht uns der Werdegang der AG SDD und das Datum ihres Jubiläums in dem Jahr, in welchem auch die großen politischen

DIE REZENSENTEN

Dr. Helmut Bansa, Elisabethstraße 23, 80796 München, bansa-hul@arcor.de

Dr. Petra Feuerstein-Herz, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Lessingplatz 1, 38304 Wolfenbüttel, feuerstein@hab.de

Petra Figeac, Staatsbibliothek zu Berlin, Fachreferentin für Christlichen Orient und Hebraistik, petra.figeac@sbb.spk-berlin.de

Dr. phil. Markus Malo, Universitätsbibliothek Stuttgart, Holzgartenstr. 16, 70174 Stuttgart, markus.malo@ub.uni-stuttgart.de

Jubiläen der Bundesrepublik Deutschland gefeiert werden konnten. Vor 1913 fehlte in Deutschland eine Bibliothek mit nationalem Sammelauftrag, was im Laufe der Jahrhunderte zu großen, nicht hinnehmbaren Lücken in der gedruckten Überlieferung führte. Demzufolge ist es das Ziel der 1989 gegründeten AG SDD, diese Defizite in chronologisch aufgeteilten Sammelsegmenten mittels antiquarischer Erwerbungen auszugleichen. Die beteiligten Bibliotheken sind die BSB München (1450–1600), HAB Wolfenbüttel (1601–1700), SUB Göttingen (1701–1800), UB Frankfurt / M. (1801–1870), SB Berlin (1871–1912) und die Deutsche Nationalbibliothek. Für das Zustandekommen des bibliothekarischen Großprojekts waren Bernhard Fabians Studie »Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung« sowie die Finanzierung der fünfjährigen Pilotphase des Programms durch die VolkswagenStiftung entscheidende Weichenstellungen. In einleitenden Beiträgen erinnern Bernhard Fabian, Wilhelm Krull, Generalsekretär der VolkswagenStiftung, und Berndt Dugall, im Jahr 2009 Vorsitzender der AG SDD, an die Vor- und Gründungsgeschichte des Programms.

Das Leitthema »Nationale Verantwortung für kulturelle Überlieferung« gliederte die zweitägige Veranstaltung in drei Sektionen. Die erste widmete sich der »Erwerbung und Sammlung im Wandel der Zeiten«, also dem Kerngeschäft der an der AG SDD beteiligten Bibliotheken.

Einleitend bilanziert Reinhart Siegert, Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Freiburg, die Möglichkeiten und Chancen der retrospektiven Ergänzung historischer Bibliotheksbestände aus der Sicht des Bibliografen. Im Rahmen des von ihm und Holger Böning zeitgleich mit der AG SDD begonnenen Projekts des biobibliografischen Handbuchs zum Thema Volksaufklärung (Volksaufklärung. Biobibliografisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. Bd. 1 ff. Stuttgart, Bad Cannstatt, 1990 ff.) verfolgte Siegert aufmerksam die Kaufpolitik und den Ertrag der antiquarischen Erwerbungen im Bereich der sogenannten Ephemera in den Bibliotheken in Göttingen und Frankfurt / M. Anhand detaillierter statistischer Auswertungen kann

Siegert nun verdeutlichen, in welchem substantiellen Maße sich aufgrund der Ergänzungskäufe das Reservoir von Drucken, »die nie in das Erwerbungskonzept öffentlicher Bibliotheken gehört haben« (S. 42), in heutigem Bibliotheksbesitz vergrößert hat.

Auf der reichen Grundlage jahrzehntelanger vielfältigster Erfahrungen innerhalb der Bücherwelt platziert sich Wulf D. von Lucius' Beitrag inmitten des antiquarischen Erwerbungsgeschehens, indem er die durchaus sensiblen »Beziehungen zwischen Bibliotheken, Sammlern und Antiquariatsbuchhandel« ausleuchtet. Diese drei Akteure des Sammelns, Bewahrens, des Ordnen und Deutens der gedruckten kulturellen Überlieferung bilden das »magische Dreieck der Bücherwelt« (S. 51) und Investitionen in deren enge Kommunikation und Zusammenarbeit – so Lucius' Plädoyer – sollten als unabdingbar für die Bewahrung des kulturellen Erbes gepflegt werden.

Diesem Ratschlag dürfte sich Hermann Leskien in seinem Beitrag über die »Erwerbungspolitik der Sammlung Deutscher Drucke« vorbehaltlos anschließen, wenn er diese auf der Grundlage einer Gesamtbilanz der Ergebnisse aller beteiligten Bibliotheken summiert. Weit mehr als 20 Millionen Euro sind bislang in die AG SDD und von dort aus weiter an die anderen Akteure des Lucius'schen magischen Dreiecks geflossen. Aufgrund dieser Anstrengungen sind mehr als 100.000 seltene Drucke der Jahrhunderte zwischen 1450–1912 in die Bibliotheken der Arbeitsgemeinschaft gelangt.

Mit seiner Retrospektive in die Erwerbungspolitik wissenschaftlicher Bibliotheken im 18. und 19. Jahrhundert eröffnet Graham Jefcoate Einblicke in deren Folgen für die Archivierung der nationalen Druckproduktion und er zieht zugleich die in diesem Zusammenhang unvermeidliche und notwendige Verbindung zur nationalbibliografischen Verzeichnung. Nicht nur in Deutschland spiegelt der Gesamtbestand wissenschaftlicher Bibliotheken aufgrund der seinerzeit praktizierten Konzentration auf das wissenschaftliche Schrifttum »ein verkehrtes Bild von der Druckproduktion oder vielmehr der Kultur der jeweiligen Zeit« wider (S. 87). Zur Erweiterung der nationalen Sammlungen empfiehlt Jefcoate neben der retrospektiven Erwer-

bung auch die Priorisierung der Erschließung solcher Sammlungen, die sich wie etwa die Herzogliche Bibliothek in Corvey in ihrer Zeit schon bewusst des ephemeren Schrifttums angenommen haben.

Mit dem Wunsch der Kontextualisierung bibliothekarischen Sammelns verband sich die zweite Sektion des Symposiums, die sich der öffentlichen Bewahrung des gedruckten kulturellen Erbes außerhalb der Bibliotheken widmet. Eva Maria Hanebutt-Benz beschreibt die Sammelstrategien des Mainzer Gutenberg-Museums, das in seinem musealen Sammlungsanspruch den Archivcharakter der Bibliotheken in wichtigen Bereichen der Buchgeschichte ergänzt und erweitert.

Ähnlich beleuchten Hans Ottomeyer und Matthias Miller Funktion und Bedeutung alter Druckwerke im Deutschen Historischen Museum in Berlin. An prägnanten Beispielen verdeutlichen sie, welche herausragende Rolle Bücher als Zeugnisse der Geschichte in diesem nationalen Geschichtsmuseum Deutschlands spielen und welche Strategien sie im Bereich der Akquisition und Präsentation erforderlich machen.

Mit Jeffrey Garretts Überlegungen kehrt diese Sektion wieder zurück zu den Bibliotheken und ihrer Rolle in der medialen Spannung zwischen dem Bewahren des kulturellen Erbes und einer befürchteten »Kultur des Vergessens«, die sich im digitalen Zeitalter mit seinen riesigen elektronischen Wissensspeichern einzustellen droht. Seiner Empfehlung nach sollten Bibliothekare nicht »Handlanger einer Kultur des Vergessens« werden, sondern »Gedächtnishelfer« in einer nun möglichen bewussten »Kunst des Vergessens«. Trotz vormals ungeahnter Möglichkeiten der elektronischen Erschließung, zwischen Metadaten, »cues« und »tagging« bricht Garrett hier eine Lanze für die bewährte bibliothekarische Sacherschließung.

Auch wenn – oder wohl eher gerade weil – die Veranstaltung das Tun einer Arbeitsgemeinschaft von Bibliotheken würdigte, deren Fokus ganz das originale Druckwerk dominiert, kann heute keine gewissenhafte Diskussion über die Bewahrung des kulturellen Erbes am technologisch-medialen Umbruch unserer Zeit vorbeigehen. Ganz im Gegenteil wird von nicht wenigen die Bewahrung der gedruckten kulturellen Überlieferung in

Form digitaler Kopien geradezu als Allheilmittel drohenden Verlusts begriffen. Dass sich mit Robert Darnton einer der heute führenden Ideengeschichtler und Buchhistoriker diesem Feld widmet, bezeugt vielleicht nicht nur den hohen gesellschaftlichen Stellenwert dieses Themas, sondern auch die Bedeutung der retrospektiven Sammelanstrengungen für das Original. Darnton lenkt seine Aufmerksamkeit auf den projektiven Zusammenhang von »Digitalisierung und Demokratisierung«, was ihn im Jahr 2009 – sicherlich nicht überraschend – direkt zu den Chancen und Gefahren der Google Book Search führt. Aber Darnton ist auch Bibliotheksdirektor (Harvard University Library) und versiert genug, um besorgte Skepsis angesichts der Probleme und Möglichkeiten der neuen elektronischen Kommunikationswege mit einem aus dem Blickwinkel der Universität und ihrer Bibliothek gewonnenen Pragmatismus zu korrelieren und etwa nach den Chancen im Bereich von Open-Access zu fragen. »Öffnung« ist die Leitidee in Darntons Plädoyer: Die Chancen der wissenschaftlichen Bibliotheken im digitalen 21. Jahrhundert liegen auch darin, den Universitäten einen Weg zu weisen in die Öffentlichkeit, in die Gesellschaft, indem sie etwa die tendenzielle unbegrenzte Zugänglichkeit zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen, Dissertationen, Konferenzberichten der Hochschule über ein Open-Access-Repository der Universitätsbibliothek eröffnen, wie geschehen 2008 in der Harvard University Library.

Einen Schritt weiter will Ulrich Johannes Schneider gehen, indem er über die veränderten Produktions- und Rezeptionsweisen der virtualisierten Textwelten sinniert. Das digitale Nebenuniversum zur gedruckten Bibliothek führe den Leser – wenn er sich denn darauf einlässt – zur »Fröhlichen Hybridität« der Literatursituation, so Schneiders überraschend zuversichtliche Feier der »Digitalen Revolution«. Gesteht Robert Darnton der historischen Authentizität des Originals, deren Faszination er selbst nach Jahrzehnten noch in Erinnerung an Melvilles Handexemplar von Waldo Emersons Essays erliegt, unerreichte Einzigartigkeit zu, so schwelgt Schneider in der »wunderbaren Textvermehrung« (S. 149) im digitalen Zeitalter. Auch wenn der hybride Charakter unserer Literatursituation heute Schulunterricht und Univer-

sitätsausbildung durchaus erheblich in Verwirrung bringt, so gefährde dies insgesamt die Bildung nicht, sondern schaffe eine Komplexität der Literaturwelt, die uns zu ungeahnten Erkenntnismöglichkeiten führen kann. Geht die Zeit der traditionellen Bibliotheken und Bibliothekare zu Ende, benötigen die digitalen Textwelten »Navigatoren«, die »im kreativen Chaos der Textüberproduktion« (S. 153) neue Techniken der Verzeichnung entwickeln.

Erstaunlicherweise schließt der Beitrag eines Juristen den Sammelband zum 20-jährigen Bestehen der AG SDD ab. Nils Rauer, Fachanwalt im Bereich des Urheber- und Wettbewerbsrechts, bahnt eine Schneise durch das Dickicht von Retrodigitalisierung und Urheberrecht. Umgehbar auch hier das Google Library Project, dessen urheberrechtliche Konsequenzen, die seit 2004 die Justiz beschäftigen, über die Settlements 1.0 und 2.0 in diesem Beitrag nachgezeichnet werden. Sie lassen das nach wie vor ungelöste Spannungsverhältnis hervortreten, in dem sich die Bibliotheken zwischen der retrospektiven Digitalisierung und den Rechten der Autoren und Verlage befinden.

Nicht zuletzt dieser Beitrag verdeutlicht die Aktualität, ja vielleicht sogar Brisanz der Thematik des Frankfurter Symposiums – der vorliegende Sonderband der ZfBB lässt in einer aspektreichen Sammlung vieler lesenswerter Beiträge die kulturpolitische Dimension der »Nationalen Verantwortung für kulturelle Überlieferung« aufscheinen.

Petra Feuerstein-Herz

PELGER, GREGOR: Wissenschaft des Judentums und englische Bibliotheken: zur Geschichte historischer Philologie im 19. Jahrhundert / Gregor Pelger. – Berlin: Metropol, 2010. – 383 S.; 23 cm (Minima judaica; Bd. 8) Zugl. überarb. Fassung von: Köln, Univ., Diss., 2005/06 ISBN 978-3-940938-62-6 kart.: EUR 24.00

Ausgehend von der These der Marginalisierung der Wissenschaft des Judentums im 19. Jahrhundert und des Desiderats ihrer Erforschung im 20. Jahrhundert legt Gregor Pelger mit seiner im Wintersemester 2005/06 in Köln angenommenen historischen Dissertation eine ma-

terialreiche und theoretisch wohl fundierte Studie vor, die anhand der Forschungsbiographien von vier Gelehrten einen wertvollen Beitrag zur Erforschung dieser Disziplin darstellt. Sie alle gehören zur ersten Generation von Wissenschaftlern, die – auf der Schwelle zwischen Tradition und Moderne stehend – die Grundlagen der jüdischen Existenz in der Diaspora auf eine historisch gesicherte und deshalb durch die Anwendung der philologischen Methode auf ihre Quellen fundierte Grundlage stellen wollten. Die Lebensläufe zeigen das Prekäre, das eine jüdische Gelehrtenexistenz außerhalb des Rabinats vor der rechtlichen Gleichstellung im Kaiserreich beinahe notwendig auszeichnete, weil ihnen akademische Weihen in Deutschland verschlossen blieben.

Nach einer ausführlichen Darstellung der Entstehungsgeschichte der Wissenschaft des Judentums mit ihren emanzipatorischen und geschichtsphilosophischen Zielen einer Integration des Judentums in die bürgerliche Welt, spürt der Verfasser der besonderen Rolle der Bibliothek in der Wissenschaft des Judentums nach, die sich – aus bekannten Gründen – durch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch nicht in den Institutionen des staatlichen Bildungsbetriebs verankern konnte. Statt durch Institutionalisierung sieht Pelger die Wissenschaft des Judentums durch Schriftlichkeit als Gegenstand der Untersuchung wie auch als Kommunikationsinstrument unter ihren Repräsentanten charakterisiert: »Insofern ihre verstreuten Vertreter trotz einer Fülle von Streitigkeiten die seltenen Quellen, Manuskripte, Bücher etc. teilten, bekam die Bibliothek nicht nur eine instrumentelle Funktion, sondern wurde zu der Institution des von allen Vertretern geteilten Wissenschaftsstrebens und damit zur Bedingung der Möglichkeit der neu gegründeten Forschungsrichtung.« (S. 61) Auf dieser Basis entstanden dann die großen Judaica-Sammlungen der zweiten Jahrhunderthälfte, etwa die Bibliothek der Fraenckelschen Stiftung in Breslau oder der Berliner »Hochschule für die Wissenschaft des Judentums«, deren Grundstock Schenkungen von Gelehrten der neuen Wissenschaft bzw. deren Nachlässen waren.

Das nächste Kapitel widmet sich dann diesen Bibliotheken und dem Spezialthema der hebräisch-jüdischen Bib-



liographie, die zwar bereits im frühen 17. Jahrhundert als Projekt christlicher Gelehrter entstanden war, sich aber erst im 19. Jahrhundert unter Einfluss der philologischen Methode auf die Autopsie stützte, um eine gesicherte Arbeitsgrundlage zu schaffen. Bereits im 17. Jahrhundert gab es erste, ähnlich gelagerte Unternehmungen jüdischer Gelehrter, um den antijudaistischen Tendenzen der christlichen Autoren entgegenzuwirken. Julius Fürst schließlich unternahm in der Mitte des 19. Jahrhunderts den Versuch, nicht nur die hebräischen Schriften, sondern sämtliche Judaica bis zum Erscheinungsjahr 1840 in einer »Bibliotheca Judaica« nachzuweisen. Dieses einzige derartige Unternehmen bis in die heutige Zeit stieß bei den Zeitgenossen auf große Kritik, weil es sich überwiegend auf die fehlerhaften Arbeiten der Vorgänger stützte und alle, auch die biblischen Schriften, Verfassern zuordnen wollte.

Der Anachronismus dieser Art bibliographischen Arbeit führte zu einer erbittert geführten Fehde mit Moritz Steinschneider, der gegenüber Fürsts Vorhaben die kritischen Methoden der Philologie ins Feld führte und die Wissenschaft des Judentums auf ihre Bibliographie ausgedehnt wissen wollte: »Die Quellenkritik wurde zur *conditio sine qua non* der wissenschaftlichen Erforschung jüdischer Literatur und Geschichte und war Teil des Programms der Wissenschaft des Judentums.« (S. 80)

Die neu erkannte Notwendigkeit der Autopsie führte zu einer gesteigerten Bedeutung der philologischen Arbeit in Bibliotheken, die durch eine Verkaufswelle deutscher Sammlungen jüdischer Literatur vor allem nach England erschwert wurde. Ausführlich dargestellt werden hier die Verkäufe der Sammlung des 1736 verstorbenen David ben Abraham Oppenheimer nach Oxford und des 1846 verstorbenen Heimann Joseph Michael nach London an das British Museum. In beiden Fällen waren langwierige Verhandlungen mit deutschen Interessenten vorausgegangen. In England dienten die deutschen Judaica-Sammlungen zum weiteren Ausbau der noch immer vom Büchersturm der Reformation dezimierten Bibliotheken, die im 19. Jahrhundert nach einer Phase der Stagnation der englischen Universitäten und ihres Wissenschaftsbetriebs einen planmäßigen Bestandsaufbau betrieben.

Im letzten Kapitel der Arbeit werden die Forschungsbiographien von vier deutschen, nach England übergesiedelten Wissenschaftlern vorgelegt, die sich mit den beiden nach England verbrachten Bibliotheken beschäftigten. Zu diesem Zweck stellt Pelger den biographischen Untersuchungen eine knappe bibliotheksgeschichtliche Einordnung der neu erworbenen Sammlungen in den Kontext der jeweiligen Bibliothek voran. Joseph Zedner etwa arbeitete an der Bibliothek des British Museum und beschäftigte sich mit der Erstellung des Katalogs der Michalschen Bibliothek. Daneben unterstützte er die Wissenschaft des Judentums in Deutschland durch die Beantwortung umfangreicher Anfragen zu den jetzt im British Museum befindlichen Quellen und war so ein wesentlicher Motor und früher Netzwerker seiner Disziplin. Der ebenfalls dort angestellte Emanuel Deutsch entwickelte sich vom gläubigen Juden zum Philologen des Judentums, der im Judentum des Orients den »Ausgangspunkt für das künftige Wirken der jüdischen Kultur in der Diaspora« (S. 214) sah und deshalb Talmudstudien und Forschungen vor Ort betreibt, bei denen ihm die Bestände des British Museum von großem Nutzen waren. Damit leistete er einen frühen Beitrag zu einer vergleichenden Kulturwissenschaft.

Moritz Steinschneider und Adolph Neubauer waren für die Bodleiana (Bodleian Library, Oxford) mit der Katalogisierung der Druckwerke bzw. Handschriften befasst. Steinschneider arbeitete von Berlin aus und verbrachte mehrere Sommer in Oxford, wodurch er im deutsch-englischen Forschungsnetzwerk eine wesentliche Stelle einnahm. Sein sorgfältiges und deshalb langwieriges philologisches Arbeiten, vor allem aber auch seine Erwerbungs politik führten zu Konflikten mit der Bodleiana und dazu, dass er nicht mehr mit dem Manuskriptenkatalog betraut wurde. Sein Nachfolger Neubauer bezog nach langen Jahren in Paris, u. a. als Assistent Ernest Renans, eine feste Stelle als »Sublibrarian« an der Bibliothek und arbeitete bis zu seinem gesundheitlichen Zusammenbruch an dem Manuskriptenkatalog.

Mit Neubauers Tod 1907 geht die hier verhandelte Epoche der Wissenschaft des Judentums zu Ende, die von der aufklärerischen Hoffnung auf Integration geprägt war. Aber bereits Neubauer

musste den neu erwachten Antisemitismus seiner Umwelt zur Kenntnis nehmen, gegen den er sich mit seiner Wissenschaftskonzeption letztlich erfolglos zur Wehr setzte.

Markus Malo

ZEICHEN, BÜCHER, WISSENSNETZE: 125 Jahre Deutsches Buch- und Schriftmuseum der Deutschen Nationalbibliothek / [Deutsche Nationalbibliothek]. Hrsg. von Stephanie Jacobs. [Mit Beitr. von Aliya Aschenbrenner-Khvalyuk ...]. – Göttingen: Wallstein, 2009. – 392 S.: Ill.; 24 cm
Beitr. teilw. dt., teilw. engl.
ISBN 978-3-8353-0583-0 Gewebe: EUR 19,90: (DE)



Ein bunter »Geburtstagsstrauß«

Das Deutsche Buch- und Schriftmuseum, eine der, oder vielleicht auch die bedeutendste Sammel- und Ausstellungstätte ihrer Art und mit Sicherheit die mit der bewegtesten Geschichte, hat sich zu ihrem 125. Jahrestag – Zitat aus dem Prolog der Festschrift – von »Kollegen und Freunden, von Stiftern, Sammlern und Publizisten, von Medienhistorikern, Künstlern, Verlegern und Kulturpolitikern« einen »Geburtstagsstrauß«, binden lassen. In der Tat: ein bunter Strauß aus vielfarbigen, z. T. auch anregend duftenden Blumen: anregend zur weiteren Beschäftigung mit dem angesprochenen Gegenstand. Um bei dem Bild zu bleiben, möchte man sagen, dass der Strauß auch andere Pflanzenteile enthält, etwa Gemüse, das eine oder andere davon in eigenwilliger und auch schwer verdaulicher Zubereitung. Fünf oder auch sechs der Texte waren auch schon anderweitig veröffentlicht oder jedenfalls früher geschrieben worden (S. 195 ff., S. 226 f., S. 301 ff., S. 306 ff., S. 338 ff.).

Den potentiellen Beiträgern zur Festschrift waren einige Stichworte zum Inhalt dessen genannt worden, was man sich von ihnen wünschte: »Buch«, »Schrift«, »Mediengeschichte«, »Bibliothek«, »Papier«. Von den 45 Beiträgen stammt die größte Zahl von Autoren, die die Zielsetzung des Museums repräsentieren, gleichsam von Kollegen: je sieben aus dem Bereich »Bibliothek« und aus dem Bereich »Museum«. Schriftsteller, d. h. Leute, die einen Großteil des Inhalts dessen produzieren, was das Mu-

seum zeigt und bewahrt, sind mit sechs Beiträgen vertreten, die Gestalter dieses Inhalts, Graphiker, Typographen, Buchgestalter, mit vier Texten. Andere Autoren kann man dem Verlagswesen, dem Buchhandel, Presse, Politik und je einen der Geschichts- bzw. der Literaturwissenschaft zuordnen.

Nach Umfang und Aussage hätten die 45 Beiträge nicht unterschiedlicher sein können. Neben profunden historischen und medienkundigen Darlegungen stehen persönliche Erinnerungen, Klagen über Defizite, unterhaltssame Stückchen ... Um die Unterschiede nach dem Umfang der Beiträge deutlich zu machen, sei der umfangreichste mit 16 Seiten (S. 318) und der kürzeste mit 16 Halbzeilen genannt (S. 226).

Die Herausgeberin der Festschrift hat die eingereichten Texte zu acht Gruppen geordnet: »Mediengeschichte: ein Blick zurück nach vorn; Spurensuche: unterwegs in den Sammlungen; Zauber des Buches; Fluchtpunkt Bibliothek; Buch museal; Hauptstadt des Buches; Buch: Kunst, Schrift, Bild; Medien ohne Ende: die Zukunft der Medien«. In der Gruppe »Spurensuche: unterwegs in den Sammlungen« finden sich zwei Beiträge, die oben als Blumen mit anregendem Duft angesprochen wurden, »anregend zur weiteren Beschäftigung mit dem angesprochenen Gegenstand«. Der eine (S. 65) gilt dem Schicksal eines Verlegers (Ernst Friedrich Fürst, 1802–1861) zu Beginn der Massenproduktion an Büchern und der Trivialliteratur, der andere (S. 80) einem fanatischen Sammler (Karl Theodor Weiß, 1872–1945), der sein Leben bis zur Selbstaufgabe und zur persönlichen Katastrophe, auch der ihm zugehörigen Mitmenschen, seiner Leidenschaft untergeordnet hat, im hier angesprochenen Fall der Sammlung von Papieren mit Wasserzeichen. Interessant – und »anregend« – ist in beiden Fällen die Schilderung der historischen Umstände des Lebens der beiden Persönlichkeiten. Ihrerseits angeregt sind sie von Dokumenten und Nachrichten im Archiv des Deutschen Buch- und Schriftmuseums.

Das Stichwort »historisches Umfeld«, mit dem sich zu beschäftigen ein Beitrag in der Festschrift anregt, führt zum letzten derselben: der Chronik des Museums aus der Feder seines früheren Direktors (Lothar Poethe) und einer Mitarbeiterin. Die hier zu findenden Angaben begrün-

den die eingangs gemachte Bemerkung, dass das Deutsche Buch- und Schriftmuseum sicher das seiner Art »mit der bewegtesten Geschichte« sei.

Schwerpunkt Buch- und Medienkunde

Die gewichtigste Rolle in der Festschrift, jedenfalls was die inhaltliche Aussage betrifft, spielt die Buch- und Medienkunde. Darin spiegelt sich die Situation des Buchwesens, oder weitergehend und allgemein, der Veröffentlichung von Sprache und Bild im Jubeljahr des Museums und ihre Problematik. Die letzte Gruppe der Beiträge ist mit fünf Texten ganz diesem Thema gewidmet: »Medien ohne Ende: die Zukunft der Medien«, mindestens zehn Beiträge in den anderen Gruppen erwähnen oder diskutieren es mehr oder weniger intensiv. In »Medien ohne Ende ...« findet sich, durch einen geschickten Einfall miteinander verbunden, ein gründlicher Überblick (S. 318 ff.) über die Entwicklung des Buchwesens im Spannungsfeld zwischen fortentwickelter Gutenbergtechnologie und elektronischer Informationspräsentation bis zum Berichtsjahr und die Aussicht auf die Fortsetzung dieser Entwicklung im künftigen Jahrzehnt. Ein Beitrag (S. 306), der ebenfalls von einer Darstellung der vergangenen Entwicklung die mögliche zukünftige diskutiert, primär aus der Sicht der USA, gilt dem Spannungsfeld zwischen der seit der Aufklärung propagierten allgemeinen Zugänglichkeit von Wissen und der Gefahr, dass die Vermittler zwischen Produzent und Nutzer ein Monopol, das sie anstreben oder das ihnen zuwächst, in ihrem wirtschaftlichen Interesse zu Lasten des öffentlichen ausnutzen: der organisierte Buchhandel im 18. Jh., Google im 21. Jh.

Vorteile elektronischer Medien

Die Autoren der vier darstellenden und die Situation beschreibenden Texte (S. 306 ff., 318 ff., 334 ff., 338 ff.) sind sich einig: Das klassische gedruckte, aus Text und gegebenenfalls Bildern bestehende Buch wird nicht untergehen, wie das – von mehreren Autoren der Festschrift so zitiert – Herbert Marshall McLuhan 1962 prophezeit habe. Das Buch wird seine äußere Form nicht viel stärker verändern als es das während der letzten, sagen wir hundert, hundertfünfzig Jahre schon getan hat. Die elektronischen und elek-

tronisch erstellten Medien treten neben das klassische Buch und bieten ihm gegenüber gewaltige Vorteile. Sie betreffen nur den Text; das Buch als gestalteter Gegenstand, vollends als Objekt der bildenden Kunst (S. 133) ist der Digitalisierung nicht zugänglich, was nicht heißt, dass es keine am klassischen Buch orientierte Digitalkunst geben wird oder in Ansätzen auch schon gibt. Die gewaltigen Vorteile digitalisierter oder von vornherein digital zugänglicher Texte sind auf dem PC bzw. dem immer kleiner werdenden Notebook die leichte Kopier- und Verfügbarkeit, das rasche Auffinden bestimmter, durch ein Stichwort charakterisierter Textstellen, Markieren und Exzerpieren interessant erscheinender Passagen. Das ersetzt das Unter- und Anstreichen, Einklicken von Eselsohren, Einkleben von Zetteln, Hineinschreiben von Randbemerkungen und Kommentaren in die Bücher; die Festschrift enthält einen Beitrag (S. 137 ff.), der dieser schon im Philobiblon des Richard de Bury angeprangerten Unsitte auch einen u. U. positiven Aspekt abgewinnt. Die Bücher, aus denen die Texte stammen, stehen (fast) alle im Regal des E-Book-Lesers, und wenn er der schwarzen Einheitsschrift auf grauem Grund überdrüssig ist, greift er ins Regal.

Übrigens: dort findet genau das statt, was Umberto Eco (S. 301 ff.) in seinem in der Festschrift wieder abgedruckten Text ein E-Book über seine Charakteristika plaudern lässt: Auch im Regal stehen Bücher vielfach willkürlich nach Wahl des Sammlers nebeneinander und bringen dem, der sie nacheinander in die Hand nimmt und durchblättert, Texte sehr verschiedenen Inhalts in kurzzeitiger Folge vor Augen. Das Blättern in dem einen und dann in dem irgendwo daneben stehenden anderen Buch geht sogar deutlich schneller als der Wechsel von einem »Menue«, sprich Datenkomplex, zu anderen im E-Book.

Hierzu eine weitere Nebenbemerkung: Die Vorstellung, dass ein Leser vor dem Regal ein Buch nach dem anderen in die Hand nimmt und darin liest, wird in einem Zitat, das ein Beitrag zur Festschrift (S. 202) bietet, die »ideale Ausbildung« genannt. Bernhard Bischoff, einer der Lehrer des Rezensenten, hat ebendies seinen Studenten bezüglich der Seminarbibliothek angeraten. Es ist schwer vorstellbar, wie eine E-Book-Library dies bieten kann.

Nicht ganz leichte Lektüre

Es ist, quasi um der Vollständigkeit willen, auf zwei Beiträge zur Festschrift hinzuweisen, die ein Stirnrunzeln des Rezensenten hervorgerufen haben. Sie finden sich ganz am Anfang, in der Gruppe, die auch durch ihren Titel »Ein Blick zurück nach vorn« die Frage aufkommen lässt, was die hier zusammengefassten Beiträge wohl bieten mögen.

Da ist zunächst ein schon im Titel kryptischer Text: »Dieses wird jenes töten? Schrift und Druck als List der (Medien-) Geschichte« (S. 28). Er bietet, so ist das wohl zu sehen, Gedanken, die dem Autor beim Denken an und Flanieren im Deutschen Buch- und Schriftmuseum kamen und kommen. Viel Interessantes und Wissenswertes, aber geschrieben in einer an Johann Georg Hamann geschulten Sprache, Denkrichtung und Denkweise, zu goutieren vielleicht von den Teilnehmern eines medientheoriephilosophischen Oberseminars. Zum Glück sind in den Text Zitate von Friedrich Schiller eingebaut, an denen sich der ungeschulte Leser ausruhen und rekreieren kann. Ein weiterer Faktor der schweren Lesbarkeit sind die zahlreichen Fremdworte, die man im Lexikon nachschlagen muss und die dann, wenn man sich ihren Sinn erschlossen hat, ein Deliberieren erfordern, was der Autor mit dem Satz, in dem das jeweilige Fremdwort steht, wohl gemeint haben mag.

Das Charakteristikum der schweren oder zumindest mühsamen Lesbarkeit trifft auch auf den in der Festschrift folgenden Beitrag (S. 39) zu, geschrieben ebenfalls von einem Medientheoretiker. Sein Grundgedanke, nämlich dass die Erfindung des Letterndrucks ganz entscheidend oder sogar ausschließlich dem Streben des Erfinders nach ästhetischer Vollkommenheit zuzuschreiben sei, ist nur schwer im Einklang zu sehen mit den vor und nach der Bibel von 1456 durch Gutenberg hergestellten Drucken (Ablassbriefe, Türkenkalender, Catholicon von 1460), ganz zu schweigen von den schriftlichen Quellen zur Frühgeschichte der Erfindung. Auch die Ausbreitung der neuen Herstellungsweise von Büchern, sagt der Autor, sei deren ästhetischer, der Handschrift überlegenen Qualität zu verdanken, und sogar das Bemühen von Gutenberg, die Erfindung geheim zu halten, liege letztendlich in ihrer Ästhetik begründet. »Der Schöpfungspro-

zess der Drucke [blieb] ein Geheimnis. Das erzeugte eine besondere Form von Aura. Die ästhetische Geltung des Produkts gründet auch in einer geheimnisvollen Genese« (S. 40). Sosehr unbekannt und geheimnisvoll war die neue Herstellungstechnik keineswegs, was aus ihrer kurzen Beschreibung in der Schluss-Schrift des »Catholicon« hervorgeht, wohl aber »wunderbar«, wie es dort heißt. Die Geschichte der Einführung der Gutenbergtechnologie in Japan, die nach einem Ansatz im »christlichen Jahrhundert« des Landes erst im zweiten Anlauf zweieinhalb Jahrhunderte später, nach der erzwungenen Öffnung gegenüber der westlichen Kultur gelang, sei ebenfalls mit dem Argument der Ästhetik zu erklären. Nach der Abkehr Japans von dem Einfluss Europas, besonders vom Christentum, und der Rückkehr zu eigenen Traditionen habe die Gutenbergtechnologie den dortigen andersgearteten ästhetischen Ansprüchen nicht entsprochen, und »erst im 19. Jahrhundert wandelten sich [in Japan] die ästhetischen Ideale – und viele andere Werte – und erleichterten der Motoki-Typografie den Durchbruch« (S. 45). Wie gesagt, eine nicht ganz leichte Lektüre mit wenig überzeugenden Aussagen.

Ganze Bandbreite bildlicher Darstellungen

Ein Wort zu den Abbildungen. Von den schwarz-weißen verdienen die auf den Seiten 26 und 27 und die auf den Seiten 286 und 287 näherer Erwähnung. Die erste, ein lustiges Comic zum Spannungsfeld zwischen Belehrung über Buch und Schrift durch das ältere und dem chaotischen Spieltrieb der jüngeren Geschwister, ist der eigentliche Inhalt des Beitrags. Letztere erläutern den Text (S. 285 ff.) des Autors über die Literaturcomics des Zeichners Bernd Pfarr. Die Farbtafeln, zwei Komplexe unter der Überschrift »Aus den Sammlungen des Deutschen Buch- und Schriftmuseums«, bieten in bester lithographischer Qualität Abbildungen von: Titelblättern und Seiten aus Büchern, außereuropäischen Buchformen, Künstlerbüchern, Buchhändleranzeigen, Plakaten zur Werbung für Bücher, Geräten zu ihrer und zur Herstellung von Papier, Wasserzeichen, Buntpapieren, Dokumenten zur Buchgeschichte und auch nicht zum Thema »Buch« gehörigen Druckbildwerken. Kurz, sie ge-

ben einen spannenden Überblick über die Möglichkeiten und die Breite der bildlichen Darstellung im Druck.

Bestandaufnahme in Zeiten des Umbruchs

Eine Gesamtwürdigung der Festschrift? Nicht leicht zu geben angesichts der so stark verschiedenartigen Beiträge und Beiträger. Der Rezensent möchte bekennen: er wird sein Rezensionsexemplar immer wieder durchblättern, den einen und dann den anderen, den dritten und vierten, fünften wiederholt lesen; einige hat er gescannt und im Scan Passagen daraus markiert und kommentiert. Jeder Eigentümer des Buches, wenn er Interesse für die riesige Bandbreite des vom Museum repräsentierten Gebietes hat, wird ebenso immer wieder zu dem Buch greifen und das Bedürfnis verspüren, dort befindliche Aussagen hervorzuheben, zu ergänzen und zu seiner Erinnerung zu kommentieren – wenn er sich erst einmal durch die Artikel der beiden Medienhistoriker hindurchgequält und die – das sei ausdrücklich betont – auch hier reich vorhandenen und zur weiteren Beschäftigung anregenden sachlichen Informationen herausgeschält hat.

Ungewöhnliches Seitenlayout

Eine letzte Bemerkung soll dem ungewöhnlichen Seitenlayout der Festschrift gelten. Es ist rechtsbündiger Blocksatz, d. h., das den nächsten Absatz suchende Auge des Lesers darf nicht wie üblich an der nächsten eingerückten Zeile, sondern am Anfang der ersten nach einem solchen Halt machen. Auch die Seitenzahlen, Ränder, Kolummentitel stehen an der jeweils gegenüberliegenden Stelle statt üblich. Die Herausgeberin sieht das als Ausdruck des Zustands »im Museum kurz vor dessen Umzug in das neue Domizil«, wo »manches kopfsteht und sich auf eine neue Ordnung freut« (S. 16). Vielleicht gilt das auch für die Medienlandschaft.

Generell kann man sagen: Das Buch ist eine Blütenlese, vielleicht sogar Bestandaufnahme in einer Zeit gewaltigen Umbruchs in der Medienlandschaft, ein Symptom für die Suche nach Orientierung in ihr und als solches vielleicht einmal ein gewichtiges Dokument eben für diese Suche und damit für unsere Zeit.

Helmut Bansa